



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Herausgeber: Noch einmal die Wertherbriefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Noch einmal die Wertherbriefe.

Selten ist wol eine Reliquie eines Dichters mit ähnlicher Spannung erwartet worden als der Briefwechsel Goethes mit der Kestnerschen Familie. Man wußte, daß sie die Wahrheit zu der Dichtung des Werther enthielten, man wußte, daß sie sorgsam aufbewahrt wurden durch Einzelne, welche sie hatten lesen dürfen; je lebhafter das Entzücken dieser sich aussprach, um so unbegreiflicher erschien es, daß man sie dem Publicum vorenthielt. Jetzt sind sie erschienen und haben selbst Männer, welche sonst zu den ewigen Publicationen Goethescher Briefe unwillig oder spöttisch den Kopf schütteln, befriedigt und erfreut. In der That aber ist das Murren über die vielen Briefe Goethes, welche gedruckt werden, ungerecht und undankbar dem meisten gegenüber, was bis jetzt erschienen ist. Bekanntlich faßt man die Literatur- und Kunstgeschichte nicht mehr als ein lockeres Aggregat von biographischen Notizen und ästhetisch-kritischen Anmerkungen auf, sondern hat als ihre Aufgabe erkannt, den Künstler als ein Individuum aufzufassen, das seinen Anlagen, seiner Bildung, seinem Lebensgange nach in der bestimmten Zeit und unter den gegebenen Verhältnissen sich so und nicht anders entwickelt hat, und diesen Entwicklungsgang in seinen Werken nachzuweisen, und in gleicher Methode die einzelnen Erscheinungen zu einem Gesamtbilde der fortschreitenden Entwicklung einer Nation in Literatur und Kunst zusammenzufassen. Da ist denn leicht einzusehen, wie mühseliger Forschung es bedarf, um die zerstreuten, meist spärlichen Nachrichten zusammenzubringen, welche den Dichter und Künstler individuell charakterisiren, ihn im lebendigen Zusammenhang mit seiner Zeit zeigen, uns in sein Inneres wie in seine Werkstatt blicken lassen, und wie dann scharfsinnige und doch oft unsichere Combination nöthig ist, das Bild zu vollenden. Werden in jenen entlegenen Regionen, die der Gelehrsamkeit verfallen sind, Entdeckungen solcher Art gemacht, so ist große Freude, weil grade sie am meisten dazu helfen, den Staub von dem verdunkelten Bilde abzublasen und es dem Publicum zugänglich zu machen. Wieviel Ursache hat man also, dankbar zu sein, wenn für die bedeutendsten Erscheinungen unsrer Literatur Documente zu ihrer genauen Kenntniß und Würdigung in reicher Fülle sich ausbreiten. Wol wahr, daß

die Kleinigkeitskrämer sich auch dieses Stoffes bemächtigen und ihn geschmacklos verarbeitet auf den Markt bringen; doch dagegen gibt es ein einfaches und sicheres Mittel, und kommt einmal der rechte Mann, so wird er zeigen, welche Schätze hier zu gewinnen sind. Und kaum für irgendeinen unsrer Dichter sind Quellen der Art so wichtig als für Goethe. Nicht allein, daß sein Leben eine lange und die für die Gegenwart wichtigste Periode unsrer Literaturgeschichte umfaßt, daß er als Dichter den ersten Platz in derselben eingenommen, einen in alle Kreise unsres geistigen Lebens eingedrungenen maßgebenden Einfluß geübt hat: seine Individualität war der Art, daß der Dichter und der Mensch nie zu trennen sind, und in demselben Sinne, wie er in der Beschreibung seines Lebens von der Wahrheit, die zu geben seine Absicht war, die Dichtung zu scheiden nicht im Stande war, ist in allen seinen Dichtungen die Wahrheit des Selbsterlebten zu finden. Es ist daher kein Zufall noch bloße Neugier, wenn man allgemein Goethes Leben auch in seinem Detail mit lebhafterem Interesse verfolgt als das irgendeines unsrer Dichter, sondern das richtige Gefühl oder die Einsicht, daß das Verständniß des Dichters wachse mit der Erkenntniß des Menschen.

In jeder Beziehung gesteigert ist nun grade das Interesse dieser Briefsammlung, schon weil sie den Werther angeht, und die Stellung dieses Romans in unsrer Literatur allein macht authentische Nachrichten über seine Entstehung interessant. Nun war aber derselbe mit wirklichen Erlebnissen des Dichters enger verflochten als irgendeine andre seiner Dichtungen; das wußte man auch damals und bei dem Eifer der Nachspürenden wurde man, über das Factische und Persönliche der zugrundeliegenden Verhältnisse bald recht unterrichtet. Die authentische Bestätigung gab Goethe selbst in der Darstellung seines Aufenthalts in Weklar. Jetzt liegen uns die Briefe selbst vor und fordern uns zum Vergleiche auf sowol mit der aus der jugendlich gährenden Leidenschaft hervorgegangenen dichterischen Gestalt dieser Erlebnisse im Roman, als mit der vom reifen Mann, der ruhigen Blicks in die Vergangenheit zurückschaut, mit unverkennbarer Schonung lebender Personen gegebenen Darstellung. Man forsche nach in aller Literatur, wo eine ähnliche Aufgabe sich darbietet und mit gleich schönem Erfolg. Zwar die Berichtigung einiger Facta und Data, die größere Bestimmtheit dieser oder jener Züge ist dem gegenüber, was man bereits wußte, nicht von großer Erheblichkeit. Aber erst jetzt kann man in der Seele des Dichters lesen, die klar und offen vor uns liegt, wie sich selten und gewiß nur ein reiner und edler Mensch offenbart. Wie groß auch das Interesse der ästhetisch-kritischen Aufgabe sein mag, dem Dichter nachzuforschen, wer ein Herz mitbringt zu den großen Männern unsrer Literatur, dem wird nicht der geringste Gewinn die freudige Erhebung sein, welche das über Vermuthen schöne und reine Verhältniß und die edle und kräftige Natur

Goethes in jedem hervorrufen muß. Denn wieviel höher sich hier Goethe zeigt als Werther, ist so einleuchtend, daß man nicht weiter darauf einzugehen braucht. Doch mag es erlaubt sein, hervorzuheben, wie hier Charakterzüge Goethes hervortreten, die man im allgemeinen weniger geneigt ist, ihm gelten zu lassen, obwol sie auch in anderen Lebensverhältnissen deutlich genug sich geltend machen: neben der gleichmäßigen Kraft der Leidenschaft und des sie bändigenden Verstandes eine tiefinnerliche nachhaltige Wärme des Gemüths, die sich namentlich in seiner Anhänglichkeit an die Familie und in der herzlichen Freundschaft der späteren Jahre ausdrückt. Dieses Heimischsein in der Buffschen Familie, das Bedürfnis, mit ihr fortzuleben, das Interesse auch für die kleinen Leiden und Freuden der Mitglieder, das unbefangene Hingeben an die Kinder sind ebenso schöne Züge eines echt deutschen Gemüths, als sein Bestreben, die Geliebte seiner Seele und ihre Lieben auch in seiner Familie geliebt und heimisch zu machen. Je unbefangener und flüchtiger die Andeutungen in den Briefchen seiner Schwester Cornelia und einigen anderen Aeußerungen sind, um so vernehmlicher sprechen sie und legen zugleich das wahrste Zeugniß für die Reinheit und Unschuld dieser Verhältnisse ab. Auch die späteren Briefe tragen diesen durchaus wohlthuenden Charakter der Wahrheit und Natürlichkeit. Von der Leidenschaftlichkeit des Jünglings ist natürlich nicht die Rede, aber auch keine Spur von einem Bestreben, in der Einbildung etwas festzuhalten, das in der Wirklichkeit verschwunden war oder gar durch Schein zu täuschen. Das gehört wesentlich zu dem wunderbar Großen in Goethe, daß er stets die naturgemäße Entwicklung des Menschen ausdrückt, und so ist es hier die Freundschaft des gereiften Mannes, die sich ebenso wahr und herzlich ausdrückt, als die leidenschaftliche Liebe des Jünglings.

Sonach darf man diese Briefe als einen Juwel dieser Literatur ansehen. Ganz anders ist das freilich einem Gänsekiel vorgekommen, welchem ein Referat über dieselben in dem Leipziger Repertorium (1854, W. S. 197) entflohen ist. Er meint, es sei doch nur eine intime Familiencorrespondenz, in welcher eine Menge von Dingen vorkommen, die nur die Mitglieder derselben interessiren könnten und allenfalls die Goethomanen; für einen ehrsamem Referenten des Repertoriums aber sei es zum Verzweifeln, sich durch 138 Briefe hindurchzuarbeiten, in denen zwar oft von Liebe, aber stets in einer ernsthaften, gesetzten, durchaus nicht polizeiwidrigen Weise die Rede sei, einer Liebe, die sehr zahm und geduldig, von einem höheren poetischen Schwunge nichts an sich habe und fast nur hergebrachtermassen fortgesponnen zu werden scheine, bis die Lampe aus Mangel an Del erlösche. Nur einmal wird ihm die Geschichte interessant, als es Aussicht auf Skandal gibt, und Restner seine Unzufriedenheit über die Veröffentlichung des Werther ausdrückt, aber leider wird das Mißverständniß schnell ausgeglichen. Dieser Mißvergügte hat aber auch ästhetische Ansichten. Er

leugnet, daß in dem hier Gelieferten und in den Begebenheiten und Ereignissen, welche berührt werden, irgendein Fingerzeig über den Uebergang Goethes aus dem wirklichen Leben in die Poesie gegeben werde, es könne ein solcher Uebergang möglicherweise (!) überhaupt gar nicht stattfinden; die Poesie könne nur Gestalten, die sich in der gemeinen Wirklichkeit bewegten, ihr entlehnen und damit ihr Reich zu einem individuellen erheben; die Begebenheiten seien hier aber so durch und durch prosaischer nicht allein, sondern größtentheils wahrhaft spießbürgerlicher Natur, daß sie nur negativ dazu beigetragen haben könnten, die Flamme der Kunst in Goethe zu entzünden, indem er die Macht der gemeinen Wirklichkeit an sich selbst wie an andern empfunden habe. Solcher Radotage gegenüber, die selbst einen obstinaten Leser des Repertoriums erschrecken müßte, wird man allerdings versucht, dem Referenten einzuräumen, daß „die gemeine Wirklichkeit immer und ewig bleibt, was sie ist.“ Allein es scheint wie ein Fatum, daß die Leipziger Kritik sich Goethe gegenüber blamirt. Als der Theil von Wahrheit und Dichtung erschienen war, in welchem der Aufenthalt in Leipzig geschildert ist, fand sich in der Bibliothek der schönen Wissenschaften ein Recensent, dem es auch um die gemeine Wirklichkeit zu thun war und der von seinem Studiengenossen Goethe am bemerkenswerthesten fand, daß er mäßige Schulkenntnisse besaß, unorthographisch schrieb und die Vorlesungen bei Ernesti nicht eben sehr fleißig besuchte — und aus so einem Menschen sollte etwas geworden sein!

Das Publicum hat anders geurtheilt als das Repertorium und den Ausspruch der Grenzboten wahrgemacht, daß, wenn manche der Goetheschen Briefsammlungen nur für die stille Gemeinde waren, die sich in gleichmäßiger Verehrung um Goethe sammelte, diese für das gesammte deutsche Volk sei: es ist bereits die zweite Auflage erschienen.

Die Weise der Publication dieser Briefe kann man musterhaft nennen. Vielleicht dürfte manchem, der von der dauernden, so schwer zu bestiegenden Abneigung der Familie gegen die Veröffentlichung derselben gehört hat und daß schon im Jahre 1853 eine Anzahl Bogen gedruckt waren, die dann unterdrückt wurden, der Verdacht sich aufdrängen, die Ausgabe sei eine willkürlich verstümmelte. Eine Vergleichung der jetzt erschienenen Sammlung mit jenen unterdrückten Bogen zeigt aber vielmehr, daß der Legationsrath A. Kestner manches fortzulassen für gut befunden hatte — man sieht freilich gar nicht ein weshalb — was jetzt aufgenommen worden ist, so daß man gewiß überzeugt sein darf, daß nichts Wesentliches übergangen ist. Mit richtigem Takt ist auch dasjenige aus Kestners Briefen und Aufzeichnungen ausgewählt, was zur Erläuterung dienen kann; der Herausgeber hat, wo er über Personen oder Sachen eine Aufklärung zu geben wußte, diese in zweckmäßiger Kürze mitgetheilt und mit

Recht, wo er nichts Bestimmtes wußte, lieber geschwiegen als unsichere Vermuthungen ausgesprochen. \*)

Das Interesse am Werther wurde ohne Zweifel bei einem großen Theil des Publicums durch die Voraussetzung realer Verhältnisse, die zugrundeliegen und die neugierige Theilnahme an den wirklichen Personen sehr erhöht. Bieweit dieselbe, die Kestners mit Recht so sehr unbequem war, ging, kann unter anderm eine Stelle aus einem Brief von J. C. Vock zeigen, der nach einem Besuche in Hannover am 8. Mai 1775 an Nicolai schrieb: „Die in den Leiden Werthers geschilderte Lotte ist wirklich eines gräflichen Amtmannes Tochter. Sie war schon versprochen, als Dr. Goethe sie kennen lernte und heirathen wollte. Ihr Mann ist Herr Johann Christian Kestner, Secretär und Registrator beim churfürstlichen Archiv zu Hannover und Advocatus immatriculatus. Die Frau Secretärin ist nicht schön, besitzt aber doch viel Annehmlichkeiten. Sie wird roth, sobald man von Goethen spricht, scheut sich aber nicht, die Unterredung fortzusetzen und viel Gutes von Goethe zu sagen.“

Daß Goethe in spätem Jahren noch mit warmer Theilnahme an Wezlar und den Erinnerungen seines dortigen Aufenthaltes hing, beweist auch eine hübsche Anekdote, welche ein Reisender, der in Wezlar Goethes Spuren nachging, in Lewalds Europa (1839 I. S. 10) mittheilt, und die man nicht ungern auch hier wieder lesen wird. Der Wirth von Garbenheim erzählte ihm, wie er im Jahre 1822 als Rekrut zur Garde nach Berlin marschirt und auch durch Weimar gekommen wäre, da sei er von einem seiner Kameraden auf der Straße mit dem Namen seines Geburtsortes Wezlar angerufen worden, und bald darauf habe sich ein Bedienter eingefunden und ihn gefragt, ob er aus Wezlar gebürtig sei oder diesen Namen führe. Auf die Bejahung des ersteren habe sodann jener ihn eingeladen, mit zu seinem Herrn zu gehen, welches er auch gethan. Es sei Goethe gewesen, der im Fenster den Ruf gehört und ihn gar freundlich gefragt habe, ob er die Buffsche Familie kenne, und wie es ihr gehe. Er habe sich auch nach verschiedenen anderen Personen erkundigt, habe sich von Garbenheim erzählen lassen und gefragt, ob die Wirthin Koch noch lebe, welche aber längst verstorben gewesen; auch von den Linden und vom Wildbacher Brunnen habe er gesprochen und ihn endlich, nachdem er ihm zwei harte Thaler geschenkt, auch ihn zu Mittag habe bewirthet lassen, aufs wohlwollendste entlassen.

\*) In der zweiten Ausgabe sind einige Bemerkungen der Art hinzugekommen. Eine falsche ist stehen geblieben zu Goethes Worten über Jerusalem „seit sieben Jahren kenne ich die Gestalt“ (Br. 48), daß es wol „sieben Monate“ heißen solle, da Jerusalem erst im Jahre 1774 nach Wezlar kam. Allein auch in den Briefen an Lavater heißt es von Jerusalem (S. 7): „Wir gingen nebeneinander, an die sechs Jahr, ohne uns zu nähern.“ Abeken hat darauf aufmerksam gemacht, daß Jerusalem mit Goethe in Leipzig studirt habe.

Wenige Reisende, die den Werther gelesen — und wer hätte das nicht? — kommen wol in diese Gegend, ohne die durch Goethe gefeierten Plätze aufzusuchen; jeder ist überrascht durch die Wahrheit und Frische der Localfarben in seinen Schilderungen. Ein Freund, der vor kurzem dort sich umgesehen hat, gestattet einige Bruchstücke aus seinem Tagebuch mitzutheilen, das, wenn es in des greisen Dichters Hände gelangt wäre, ihn wol auch zu wiederholten Spiegelungen veranlaßt haben möchte. Leider können seine hübschen Zeichnungen nicht auch mitgetheilt werden.

„Weglar, 2. October 1834, im herzoglichen Haus am Domplatz. Unten im alten Gasthof ist ein langer, niedriger Saal, in den sich gleich die Scenen der Ordensceremonien verlegen ließen. An der Wand hängt natürlich Lottes Bild. Kaum war ich aus dem Hause getreten, als sich ein kleiner wohlgekleideter Straßenjunge mir zum Führer anbot mit der unerfragten Versicherung, er sei über den Werther und alles dahin einschlagende sehr wohl unterrichtet. Mit Freuden schlug ich ein ohne das belehrende Geleit seiner Freunde abzuweisen, welche mit der Liebenswürdigkeit napoletanischer Quaglioni sich uns anschlossen.“

„Das deutsche Haus liegt hoch oben nahe beim Domplatz, von welchem eine enge Gasse zwischen zwei Gartenmauern etwas bergan grade auf den Thorweg zuführt. Es ist ein großes Gehöft für ein ausgedehntes landwirthschaftliches Gewerbe umgeben von einer alten dicken Mauer. Durch diesen Thorweg kommt man in den Hof, der dem Haus zu etwas aufwärts geht. Gleich links ist ein acht oder zehn Fenster breites zweistöckiges Wohnhaus an die Umgebungsmauer gelehnt und auf sie gesetzt; daran stößt ein massiver hoher Speicher mit vergitterten Fenstern. Dem Eingang gegenüber liegt das Hauptgebäude von altersgrauer Farbe mit hohem Schieferdach; auf dessen anderer Seite ein kleiner jetzt wüster Garten liegt, an dessen hinterer Mauer das schwarze Kreuz des deutschen Ordens angemalt ist. Dann folgt eine hohe Scheuer mit dem Kuhstall, ein Hof mit Ställen für Kleinvieh, und endlich ein kleiner Garten, der wieder an den Eingang stößt. Der Boden desselben liegt wol fünf Fuß höher als die Höfe; darin steht ein verfallenes Lusthäuschen, von dessen vergitterten Fenstern man auf die gegenüberliegenden Gärten sieht. Hier mag die Scene gar manches Gespräches gewesen sein!“

„Das Haupthaus hat eine steinerne Freitreppe mit eisernem Geländer, welche auf die schwere Hausthüre zuführt. Im Flur steht sogleich die schwarze Treppe mit einem Geländer starker viereckiger Pfeiler entgegen, sie führt in einiger Dunkelheit durch alle Stockwerke, in jedem der obern ist ein Vorplatz: Treppe und Vorplatz nehmen ein volles Drittel des Hausraums ein. Zu jeder Seite der Treppe sind zwei etwas niedrige Zimmer; aus den Fenstern der obern hat man eine sehr freundliche Aussicht. Von den Häusern der Stadt sieht

man wenig, sondern über den Hof und die Gärten die Längenanfsicht des Doms und dann hinaus in die Lahnebene. Jetzt ist das Haus der Stadtschule eingeräumt.“

„Nachdem ich dies Haus mit den in solchen Fällen herkömmlichen aus Neugier und Rührung gemischten angenehmen Gefühlen durchaus betrachtet und gezeichnet hatte, äußerte ein bis dahin meist schweigender Straßenjunge mit der Miene voller Ueberlegenheit, das kleinere Haus links sei das Wohnhaus des Amtmanns Buff, dies große aber an einen Kammergerichtspräsidenten vermietet gewesen. Sogleich entspann sich ein Streit, leidenschaftlich geführt, wie gelehrte Streite ja leider pflegen. Jener schweigsame aber wandte sich schließlich zu mir, er habe diese Ueberlieferung aus seines jüngst verstorbenen Großvaters Munde: Geschichte müsse doch wol auf Treu und Glauben angenommen werden.“

„Ich gestehe es, der Humor dieser Scene schlug bei mir nicht gleich durch, ich war einen Augenblick verdrießlich. Zum Unglück war das Nebenhaus verschlossen und der Schlüssel nicht gleich zu bekommen. Was mir nun gleich ahnte, bestätigte sich später bei genauerer Nachforschung: Amtmann Buff hat wirklich in dem Nebenhause gewohnt — wer es nicht auf Treu und Glauben annehmen will, der kann mit Citaten überführt werden — die Chorographie desselben bleibt meinen Nachfahren überlassen.“

„Nach Garbenheim. Es liegt Lahnaufwärts. Der Fußpfad zur Wildbacher Pforte hinaus führt „gleich vor dem Ort“ zur Wildbacher Quelle. „Lottes Brunnen,“ sagten hier einstimmig meine Gelehrten auf die Quelle links vom Wege zeigend; denn es sind hier leider zwei Quellen unten im Grunde, nur durch den Weg getrennt. Es stehen hier auch noch schöne Linden und die Schilderung der Quelle im Werther spricht das Charakteristische der landschaftlichen Einzelheit so treffend aus, daß man sich wundert, die Wirklichkeit zu finden, wie man sie erwartet hatte! Nun steigt man in einem felsigen Hohlwege den Deutschordenberg hinan, dessen Höhe einen malerischen Rückblick auf die curiose alte Stadt gewährt. Ueber den Dom ragt noch die nahe Burg Kalsmunt hinaus mit ihrem mächtigen wohlerhaltenen Thurm. Dann geht man oben weiter durch fruchtbare Felder und Obstbäume auf breiter sonniger Halbe, auf deren höchstem Punkt zur Rechten ein schlanker runder Wartthurm steht, das Kennzeichen der freien Reichsstadt, während man links die Breite der fruchtbaren Lahnebene mit dem schlängelnden Fluß überblickt bis zu den jenseitigen bewaldeten Bergen. Der Blick reicht von den Burgruinen bei Gießen bis gegen die Limburger Berge.“

„Bald hat man Garbenheim vor sich, ein hübsches Dorf in der Tiefe, halb umschlossen von den Höhen, versteckt in Obstbäumen. „Der kleine Platz vor der Kirche, ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen“

ist wirklich noch „so vertraulich und heimlich“; nur fehlen die „zwei Linden“, und die beiden neugepflanzten sind noch gar zu klein. Eine Pyramide von weißem Stein hat die Inschrift:

Ruheplatz des Dichters

Goethe

zu seinem Andenken frisch bepflanzt  
bei der Jubelfeier am 28. August 1849.

Der „Pflug“ stand noch an der richtigen Stelle. Ich fragte meine Gefährten, ob es etwa in der Gegend ein Jagdhaus gebe. Hier nicht, war die Antwort, aber eine halbe Meile gegen Frankfurt hin liege das Jagdhaus Stoppelberg.“

„Ganz am südlichen Ende der Stadt, am Junstplatz, wo das alte Versammlungshaus der Zünfte steht, dem Franziskanerkloster gegenüber, ist auch das Haus, wo Jerusalem sich erschoss, leerstehend. Das nahe Silhörer Thor führt nach dem hohen Kalsmunt, von wo man eine schöne weite Aussicht hat. Man übersieht die ganze alterthümliche Stadt, umgeben von der Ringmauer mit hohen vorspringenden Thürmen, die steinernen Brücken, die weite Ebene des Flusses mit Dörfern und Weilern, unter denen Kloster Altenberg hervorsticht, Wälder auf allen Höhen; es war sehr schön hier oben bei dem abendlichen Sonnenschein, der die warmen herbstlichen Farben verklärte.“

„In der Dämmerung ging ich noch auf den Kirchhof, in dessen Mitte unter einer großen Thränenweide das unbeglaubigte Grab Jerusalems gezeigt wird. Dem Werther nach müßte es am Ende des Kirchhofs liegen, allein dieser ist, wie der Todtengräber versicherte und glaubwürdige Zeugen bestätigten, zu Anfang des Jahrhunderts erweitert worden, so daß das, was früher sein Ende war, nun recht wol in der Mitte liegen kann. Andere unbezeichnete Gräber werden als die von Lottes Eltern gezeigt.“

„Nachdem ich auch diese Pflicht erfüllt hatte, trennte ich mich am Abend dankbar von meinen kleinen Freunden und fuhr nach Limburg.“

Von der unglaublichen Wirkung, welche der Werther auf das deutsche Publicum hatte, geben uns die Sündflut der Wertherliteratur und so manche pathologische Erscheinung eine nicht durchaus erfreuliche Vorstellung. Ein Zeugniß ganz anderer, sehr ergöglicher Art bietet dagegen eine kleine Schrift „Ulrich Hegners Jugendjahre“. Hegner lebte im Jahr 1776 in Straßburg im Hause eines Apothekers und verkehrte viel mit dem ersten Gehilfen Heinsius, einem kleinen, häßlichen, pockennarbigen, lustigen, originellen Menschen, der den ganzen Werther auswendig wußte und in der Apotheke — aber nur dort — fast allein mit Citaten aus demselben redete. Die Skizze, die Hegner von ihm entwirft, ist spaßhaft genug.

Mit Kindern und Mädchen hatte Heinsius die meiste Kurzweil. Einem

armen Jungen, den er liebgewonnen, pflegte er etwas Süßes mitzugeben, fügte aber hinzu: „Sag das nicht weiter, es gibt Leute, die mirs verübeln würden.“ Andern Kindern befahl er „den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritt zurückkäme,“ oder „der Schwester Sophie zu folgen, als wenn sie selbst wäre.“ Einem, der fortgehen wollte ohne zu zahlen, rief er mit donnernder Stimme zu: „Halt Unglücklicher!“ und setzte hinzu: „fühle Kerl bei diesen trocknen Worten“ daß man zahlen soll. Hatte ein Knabe nicht genug Münze, so fuhr er ihn an: „Bester, das ist wol gesagt und bald gesagt,“ legte aber meistens das Fehlende zu. Die Kinder belustigte dieser Muthwille, wenn sie ihn auch nicht verstanden, weil es stets gutmüthig und munter herauskam.

Vor dem Hause gegenüber saßen oft zwei niedliche Mädchen Abends auf der Bank. Sah er sie, so rief er: „Mein Freund, ich unterliege der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen,“ ging hinaus und schwazte ihnen tolles Zeug vor; schmälte der Gehilfe, wenn er wiederkam, so hieß es: „Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihnen hinaus; da bin ich wieder, Wilhelm“ (so hieß jener auch). Auf die Frage, ob die Mädchen ihm etwas Liebes gesagt, antwortete er: „Mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherten sie mich, daß sie herzlich gern deutsch tanzten.“

Waren Leute da, die warten mußten, wandte er sich an seinen Kameraden, als ob er eine angefangene Erzählung fortsetzen wollte: „Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los“ u. s. w. und erzählte, während er Arzneien bereitete, mit einer Wahrheit und Lebhaftigkeit, daß die Wartenden in der Meinung, das alles sei ihm begegnet, mit der größten Theilnahme zuhörten. Nahm man ja einmal seine Späße nicht gut auf, sagte er: „Wißverstanden zu werden ist das Schickjal von unsereinem,“ oder: „Das alles, Wilhelm, macht mich stumm, ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt.“

Werfen wir noch einen Blick auf die Briefe. Abgesehen von dem Hauptinteresse, welches sie für die Geschichte und das Verständniß des Werther gewähren, bieten sie dem, der aus den Goetheschen Schriften ein genaueres Studium macht, nicht wenig neue, mehr oder minder erhebliche Aufschlüsse. Hierauf näher einzugehen würde hier nicht der geeignete Ort sein, nur das mag noch erwähnt werden, daß wir aus Brief 39 erfahren, daß die Nachrede, mit welcher Goethe und seine Freunde sich mit dem Schluß des Jahres 1772 von den Frankfurter gelehrten Anzeigen zurückzogen, von Goethe herrührt, der darin Publicum und Verleger turlupinierte. „Laßt euch aber nichts merken,“ schreibt er, „sie mögens für Balsam nehmen.“ Da das Journal in wenigen Händen ist, wird man es nicht unpassend finden, wenn an diesem Ort das kleine Goethianum wieder abgedruckt wird, wie folgt:

Nachrede statt der versprochenen Vorrede.

Die besondere Aufmerksamkeit, mit der ein geehrtes Publicum bisher diese Grenzboten. I. 1855.

Blätter begünstigt, läßt uns für die Zukunft eine schmeichelhafte Hoffnung fassen; besonders da wir uns mit allen Kräften bemühen werden, sie seiner Gewogenheit immer würdiger zu machen.

Man hat bisher verschiedentlich Unzufriedenheit mit unsren Blättern bezeugt; Autoren sowol als Kritiker, ja sogar das Publicum selbst, haben gewünscht, daß manches anders sein möchte und könnte, dessen wir uns freilich gerne schuldig geben wollen, wenn uns nicht Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge genugsam entschuldigt.

Es ist wahr, es konnten einige Autoren sich über uns beklagen. Die billigste Kritik ist schon Ungerechtigkeit; jeder macht's nach Vermögen und Kräften, und findet sein Publicum, wie er einen Buchhändler gefunden hat. Wir hoffen, diese Herren werden damit sich trösten und die Unbilligkeit verschmerzen, über die sie sich beschweren. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung hatten außer dem Handwerksneid noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreien und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein bißchen freier als sie, und mit mehr Eifer. Die Gleichheit ist in allen Ständen der Grund der Ordnung und des Guten, und der Bäcker verdient Strafe, der Brezeln bäckt, wenn er nur Brot aufstellen sollte, sie mögen übrigens wohlschmecken wem sie wollen.

Könnten wir nur auch diesen Trost ganz mit in das neue Jahr nehmen, daß wir dem Publico einigen Dienst erzeigt, wie es unser Wunsch gewesen, wir würden uns wegen des übrigen eher zufrieden geben. Allein auch von diesem ist uns mannigfaltiger Tadel und Klage zu Ohren gekommen, am meisten über den Mangel so nothwendiger Deutlichkeit. Unsre Sprache, wir gestehens gern, ist nicht die ausgebildete, wir haben uns über den Unfleiß, unsre Empfindungen und Gedanken auseinanderzwickeln noch mancher Nachlässigkeit im Stil schuldig gemacht, und das gibt manchen Recensionen ein so welsches Ansehn, daß es uns von Herzen leid ist, vielen Personen Gelegenheit zum Unmuth gegeben zu haben, die bei dreimaliger Durchlesung dennoch nicht klug daraus werden können.

Das größte Uebel aber, das daher entsprungen, sind die Mißverständnisse, denen unsre Gedanken dadurch unterworfen worden. Wir wissen uns rein von allen bösen Absichten. Doch hätten wir bedacht, daß über dunkle Stellen einer Schrift tausende nicht denken mögen noch können, für die also derjenige Lehrer oder Führer ist, der Wis genug hat, dergleichen zu thun, als habe er sie verstanden; wir würden uns soviel wie möglich einer andern Schreibart befleißigt haben. Doch was lernt man in der Welt anders als durch Erfahrung.

Ebenso aufmerksam waren wir auf den Vorwurf, der uns wegen Mangel wahrer Gelehrsamkeit gemacht worden. Was wir wahre Gelehrsamkeit nennen, bildeten wir uns niemals ein, zu besitzen, aber da ein geehrtes Publicum hierin sonst sehr genügsam ist, merken wir nun wol, daß es uns entweder an

Geschick mangelt, mit wenigem uns das gehörige Ansehn zu geben, oder daß wir von dem, was sie gründlich nennen, einen nur unvollkommenen Begriff haben.

Allen diesen Beschwerden soviel als möglich abzuhelpfen, wird unser eifrigstes Bestreben sein, welches um soviel mehr erleichtert wird, da mit Ende dieses Jahres diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen. Sie sagen, sie seien vollkommen befriedigt, haben dieses Jahr mancherlei gelernt und wünschen, daß ihre Bemühungen auch ihren Lesern nicht ganz ohne Nutzen sein mögen. Sie haben dabei erfahren, was das sei, sich dem Publico communiciren wollen, mißverstanden werden, und was dergleichen mehr ist; indeß hoffen sie doch, manchen sympathisirenden Leser gefunden zu haben, dessen gutem Andenken sie sich hiermit empfehlen.

So leid uns nun auch dieser ihr Abschied thut, so können wir doch dem Publico versichern, daß es uns weder an guter Intention noch an Mitarbeitern fehlt, ihm unsre Blätter inskünftige immer brauchbarer zu machen.

Die Herausgeber.

## Die Landmacht Englands und die Anwerbung einer Fremdenlegion.

Nach langen Debatten ist es mit einer geringen Majorität dem Ministerium in London gelungen, die Fremdenlegionsbill im Ober- wie im Unterhause durchzubringen. Wir wollen mit den englischen Oppositionsrednern wegen der vielen verletzenden Aeußerungen, welche bei dieser Gelegenheit über Deutschlands Söhne und deren kriegerische Eigenschaften vor den Häusern gesprochen wurden, nicht hadern, denn dieselben sind so abgeschmackt, verrathen größtentheils eine so grenzenlose militärische Ignoranz, daß man sich darüber kaum ärgern kann. Was uns aber mehr als diese gänzliche Unkunde über deutsche Kriegstüchtigkeit in gerechtes Erstaunen versetzt hat, ist die große Verblendung, welche mehre Oppositionsmitglieder über die militärischen Verhältnisse ihres eignen Vaterlandes zeigten. Man will den Krieg mit Rußland, will und muß ihn mit der allergrößtmöglichsten Energie geführt sehen, und will doch dem Ministerium nicht die Mittel bewilligen, um dies mit nur einiger Aussicht auf Erfolg thun zu können. Was sollen solche prahlerische Reden „England brauche nur an sein eignes Volk zu appelliren, um gewaltige Streitermassen aus dem Boden hervorzustampfen und man bedürfe keiner fremden Bajonette, um Rußlands Macht über den Haufen zu werfen“ und